This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2461
S6H79
1835

UC-NRLF
$B 154 073

YC147170

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Humoristische

Leuchtkugeln.

Von

M. G. Saphir.



(Sämmtliche, hier enthaltene poetische und prosaische Gaben, bis auf die Beurtheilung am Schluße, wurden in der, vom Verfasser zum Besten der durch den Brand verunglückten Bewohner von Wiener-Neustadt am 19. October 1834, im Saale der n. ö. Stände veranstalteten musikalisch-deklamatorischen Akademie, vorgetragen.)

Wien, 1835.

Gedruckt bei Anton v. Haykul.

(Zu haben im Bureau der Theaterzeitung, Wollzeile Nr. 780, 2. Stock.)

BURDACH

Die Thränen.

(Prolog, von Saphir, gesprochen von Herrn Löwe.)

Als Gott von seinem Angesichte,
Und aus dem schönen Paradies
Den Menschen, aus dem reinen Lichte,
Ins Erdenthal verweisend stieß,
Da hat er ihm für's dunkle Leben
Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,
Zur Seite uns in Leid und Lust,
Es strahlt mit seinem Gnadenbilde,
Ein Gottes-Theil in ird'scher Brust,
Und reicht uns mild bei Schmerzensfühlung,
In süßen Thränen Trost und Kühlung.

Und wenn der Mensch vom Gram umwunden,
Zerrissen von des Schicksals Macht,
In einsam düstern Prüfungsstunden
Der Nächte Wüstenei durchwacht;
Sind es allein die Thränen quellen,
Die tröstend sich zu ihm gesellen.

M 25355

Und wenn der Mensch in süßer Regung
Das volle Herz zur Freud' erhebt,
Und eine wonnige Bewegung
Durch alle Lebenspulse bebt
Auch dann noch muß in Freudenzähren
Sich das gepreßte Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Waltung
In tiefster Tief' ein Wesen hegt,
Das es in wonniger Gestaltung,
In seelenklarer Minne pflegt,
Dann sieht man die geheimen Wonnen
In Liebesthränen klar sich sonnen.

Und wenn das Herz in düstern Tagen
Von seinem liebsten Seyn sich trennt,
Und unser Mund mit bangem Zagen
Nicht das Gefühl des Schmerzens nennt,
Dann gibt uns von dem Weh der Stunde
Die Trennungsthräne bitt're Kunde.

Und wenn sich auf des Tempels Schwelle
Das Knie der frommen Beter beugt,
Der Mund, gepreßt an heil'ger Stelle,
In tiefer Inbrunst rührend schweigt,
Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden
Die Andachtsthräne sich berathen.

Und wenn der Vorsicht dunkle Richtung
Des Nebenmenschen Herz erdrückt,
In herber, gräßlicher Vernichtung,
Sein Leben und sein Gut zerstückt,
Dann sieht man auch im stillen Weinen
Die Mitleidsthräne sanft erscheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung
Der Arme dann gerettet ist,
Euch danken will für seine Rettung,

Doch Ausdruck, Sprach' und Wort vermißt,
Dann mag aus heitern Augenzonen
Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange
Für Menschenliebe hier entfiel,
Begleitet auf dem letzten Gange
Hinüber uns, an's letzte Ziel,
Und wird als Engel für uns flehen,
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

Nehmen und Geben.

Von M. G. Saphir.

Gesprochen von den Herren Löwe und Korn.

Nehmen.

Ich heiße »Nehmen,« zähle tausend Ahnen
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradiese wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an.
D'rum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin der Erste nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man »Geben,« ich bin Hochgeboren,
Mein Adel ist mein eig'nes Ich;
Der Boden deines Stammbaums geht verloren,
Der Meine stützt auf Herzen sich;
D'rum darf ich wohl an deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen.

Du keckes Wort, wie kannst mit mir dich messen?
Wer gibt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts ist, wird das Geben bald vergessen,
Zu nehmen wird man niemahls satt.
Wenn wir vernehmlich sind, das wird bestechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu sprechen.

Geben.

Wie könntest Nehmen Du denn existiren,
Wenn nicht vorerst das Geben wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke sehr.
Vernehmen, das erbittert oft das Leben,
Die schönste That jedoch ist: das Vergeben.

Nehmen.

Vergieb also, daß ich dich böse schelte,
Und nimm es wohlgemeint so hin,
Aufgeben zeigt vom Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt vom tapf'rem Sinn.
In dem Begeben liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Uiberfluße spricht;
Mitnehmen will nicht immer wohlbehagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So schweig', du Wort voll Trug in jedem Stücke;
Du gleißnerische Schlangenbrust;
Angeben ist ein Wort voll Heuchler-Tücke,
Annehmen schaffet Götterlust!
Eingeben wird von Satan vorgenommen,
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben.

So schweige Du, du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleischter Egoist,
Das Herausnehmen spricht vom schlechten Triebe,
Das Herausgeben edler ist.
Nachnehmen zeigt vom tückischem Gemüthe,
Nachgeben spricht von Kopf und Herzensgüte,

Nehmen.

Und nun, mein Freund, zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte stets im Brett
Jedoch zunehmen, das ist meine Sache,
Dabey wird man doch dick und fett!
Ausgeben, wie fatal ist die Geschichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich bessere Früchte.

Geben.

O, o, mein Freund, nur nicht so aufgeblasen,
Nur ohne Leidenschaft,
Vornehmen können sich auch alte Basen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben ist die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.

Doch Freund, wir wollen lieber uns vereinen;
Wir sind ja beide nah' verwandt;
Man sieht ja stets beisammen uns erscheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad will ich mich gern bequemen,
Daß Heute Geben süßer ist als Nehmen.

Geben.

Doch süß ist's auch zu nehmen sonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid spricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man sich vergebens nicht;
Wo Fürst und Volk voll Mildigkeit entglommen,
Wird stets bey solchem Werk viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum).

D'rum nehm' ich mir ein Herz und sprech' mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (eben so).

Demselben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide (indem sie sich die Hände geben).

Dann wollen wir zusamm' uns nehmen alle,
Daß, was zusamm' wir geben, auch gefalle.

Männlich und Weiblich.

Von M. G. Saphir.

Gesprochen von Herrn und Madame Fichtner.

(Mann und Frau sitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich ist und Weibernamen trägt,
Ist falsch, und Falsches auch im Busen hegt,
Das ist ja klar und leicht beschreiblich:
Die Falschheit heißt's, denn sie ist weiblich.

Die Frau.

Was männlich ist, und Männernamen trägt,
Nur Arges stets im rauhen Busen hegt;
Das ist ja klar und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, denn er ist männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehnmal schwört,
Hat immer doch den Mann bethört,
An vielen hängt sie, glaubet mir,
Die Untreu heißt's, das spricht dafür.

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unversucht,
Gewechselt muß es immer seyn:
Der Wechsel heißt's; wer spricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib das bleibt sich niemals gleich,
Ist täuschend, wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune ist wohl auch ein Weib!

Die Frau.

Verdrüßlich ist der Mann im Haus,
Und zieht die Stirne finster kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth ist wohl auch ein Mann!

Der Mann.

Ist ein Geheimniß wo versteckt,
Das Weib'chen d'rein ihr Näschen steckt,
Sie horcht und späht, und forschet schlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau.

Die Frau.

Zu Allem, was man spricht und denkt,
Ganz naseweis der Mann sich drängt,
Und schlägt sich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut!
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet sie an Putz und Zier?
Die Mode ist ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt,
Und zecht und säuft mit seinem Gast,
Trinkt Wein und Punsch und Porterbier:
Der Trunk ist wohl ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage sind verrauscht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauscht;
In Weibsgestalt sieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an.

Die Frau.

Die Flittertage sind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und scheu;
In Mannsgestalt geht dann dem Weib
Der Teufel selber auf den Leib!

Der Mann (näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß gesteh'n,
Und weiblich oft auch das geseh'n;
Was zart und hold ins Leben scheint:
Die Schönheit sagt wie ich's gemeint.

Die Frau (auch näher rückend).

Zwar stellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in schönes Licht,
Oft spricht sich Edles männlich aus:
Der Anstand ist bei'm Mann zu Haus.

Der Mann.

Das schönste Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält,
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beste Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, so fruchtbeschwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann (aufstehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,

(vor ihr hinkniend)

Zu deinen Füßen zieht es mich:
An die Versöhnung mahn' ich Dich!

Die Frau (ihn aufhebend).

Du schließt mir wohl den Mund recht schlau,
Die letzten Wort' hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,

(indem sie ihn küßt)

Beweiset der Versöhnungskuß.

Ei!

Ein Sylbenspiel, Seitenstück zu dem Gedichte »Na!«

Von M. G. Saphir.

Gesprochen von Herrn Wothe.

Die Sylbe »Na« die kann sich glücklich preisen,
Es nahm ein Dichter sich schon ihrer an,
Um ihre Wichtigkeit uns zu beweisen
Verfaßt er: »Na« ein völliger Roman.
Die Sylbe »Ei« jedoch wird kaum beachtet,
Man glaubt sie hab' im Leben kein Gewicht,
Darum hab' ich sie näher mir betrachtet
Und widme nun ihr dieß Gedicht.
Die Sylbe »Na« ist früher zwar gekommen,
»Na« das ist nun nicht anders mehr,
Doch ob das jetzt den Muth mir hatte benommen?
»Ei«, das beschämte wahrlich mich zu sehr.
Das Wörtchen »Ei« spielt eine große Rolle
Und ist bey allen Menschen engagirt.
Der Weise wie der Narr, der Grießgram wie der Tolle,
Von jedem wird sie in dem Mund geführt.
Ein Beispiel nur: Man nennt von unserm Leben
Die Ehe als den Hauptabschnitt stets frei,
Gewiß weil's in der Eh' uns vorkömmt eben
Als ob das Haupt uns abgeschnitten sey.

Nun, nach den ersten Flittertagen
Die Flitterwochen ehedem genannt,
Da steht die Frau mit Mißbehagen
Und nestelt an dem Haubenband.
Der Mann sitzt mit getheiltem Herzen
Das zwischen Weibchen und Zigarre schwankt,
Das nun nach Hymnens Fackel nichts als Kerzen
Und einen Fidibus verlangt.
Im Winkel sitzt des Ehesatans Futter,
Der Himmel steh' den jungen Frauen bei!
Im Winkel sitzt die liebe Schwiegermutter,
Die Bratsche in der Ehe Melodei.
Der Hausfreund sitzt und zupft an Vatermördern,
Streicht sich das Schöpfchen wundernett.
Und um die Zeit schnell zu befördern
Entspinnt sich folgendes Quartet:
»Ei!« sagt der Mann, »du wirst ja gar nicht fertig
Heut wohl mit dem vertrakten Haubenband,
Du weißt der Wagen ist schon lang gewärtig,
Wir fahren heut' hinaus auf's Land!« —
»Ei, nur Geduld,« sagt sie halbsinnend,
»Ei nur Geduld,« mein Herr und mein Tirann. —
»Ei doch zum Gukuck!« fängt nun im Solobrummen
Die Schwiegermutter aus dem Winkel an.
»Ei ei! Frau Schwiegermutter auch schon munter?
Traktiren wieder uns mit dem Geschrei?« —
Dem Hausfreund wird das Ding stets bunter,
Er streicht das Haar und denkt im Stillen: ei!
Der Mann jedoch, betroffen und betreten,
Hält lange nimmer mehr an sich;
»Ei tausend Wetter! das muß ich verbethen,
Sei nicht so schnippisch Frau, ich warne dich!«
Da zuckt sie höhnisch mit den Augenbraunen
Und stemmt die Hände in die Seit' dabei,
Und nahet sich, um ihm in's Aug' zu schauen
Und saget nichts als blos ein schnippisch »ei?!« —
Dieß ei scheint tiefer ihn zu treffen
Als jedes Zank- und Stachel-Wort,
»So, ei!« sagt er um ihr bloß nachzuäffen,
»Ei!« dreht darauf mit Hast sich von ihr fort. —

„Ei, ei, Ei!“ sagt nun der Hausfreund leise,
„Dieß Ungewitter ist mir Sonnenschein. —
Darf gnäd'ge Frau,“ spricht er in zarter Weise,
„Ich bis zum Wagen ihr Begleiter seyn?“ —
„Ei ja wohl! doch nur bis zum Wagen?
O nein, Sie fahren heute mit uns 'aus.“
„Ei! ei! Ei! ei! Das will mir nicht behagen!“
Läßt nun die Schwiegermutter sich heraus.
Der Freund reicht nun den Arm ihr behende.
Der Mann mit einem Herzen schwer wie Blei,
Der reibt verbissen sich die Hände:
„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei!“
So könnt ich Ihnen Vieles noch erzählen
Von dieser Sylbe Ei, mir wär' nicht bang,
Doch fürcht' ich, und es kann auch nicht fehlen,
Sie sagen endlich: Ei, das währet lang!“
D'rum fühl' ich es mit Wohlbehagen,
Wer schweigt zur rechten Zeit ist klug,
Ich hoff', Sie werden gütig sagen:
„Ei! für 'nen Scherz ist's gut genug.

Der
Frauen-Senat und das Schluß-Protokoll.

Ein Schwank von M. G. Saphir.

Gesprochen von den k. k. Hofschauspielerinnen: Fournier, Peche, Fichtner, Wildauer und Herrn Wothe.

Anna, Elise, Sophie, Doris, Robert.

Robert (kommt mit einem Papier und einer Bleifeder in der Hand).

Heut' also kommen wieder sie zusammen,
Bey meiner Frau hier, in dem kleinen Saal,
Ich will einmal zum Horchen mich verdammen,
Notiren mir in wenig Worten jedesmal.
Was alles in dem Rath wird vorgetragen,
Wovon sie immer schwatzen ohne Rast.
Doch still! da kommen sie mit Wohlbehagen,
Nun heißt's: hübsch sachte aufgepaßt!

(Er zieht sich zurück, die Damen kommen.)

Anna.

Willkommen denn, ja tausendmal willkommen,
Wir hielten lange schon nicht mehr Senat,
Indessen ist so manches vorgekommen
Von Wichtigkeit im Frauenstaat.
Da gibts so Manches zu debattiren,
Zu consultiren und zu referiren,
Wollen Sie gefälligst sich dazu bequemen?

Sophie.

Ich bin der Chronique und der Mode Referent.

Elise.

Ich laß die Männer mir nicht nehmen.

Doris.

Die Politik, das ist mein Element.

Anna.

Die Politik schlägt auch ins Fach der Mode,
Die Niederländer Spitzen und der Türk'sche Bund!

Sophie.

O, Politik, die haß' ich noch im Tode,
Da hören Sie doch lieber meinen Fund.

Elise.

So lassen Sie doch endlich etwas hören.

Sophie.

Die Frau Accise-Räthin ist Homöopath!

Anna.

Ach, wirklich? —

Elise.

In der That —?

Doris.

Darauf wollt ich schon längstens schwören,
Weil ihr Gespräch nicht Salz noch Pfeffer hat.
Homöopathen sind Polit'ker eben,
Beweisen, daß man Nichts mit Nichts curirt.

Anna.

Auch die Theater jetzt homöopathisch leben,
Sie nehmen fast ja gar nichts ein.

Sophie.

Doch dieses Lob, das muß man ihnen geben,
Das Pulver haben sie erfunden ganz allein!

Elise.

Die Männer sind auch schon Homöopathen,
Verschreiben ja den Frauen gar nichts mehr;
Nur über Männer müssen wir berathen,
Denn die verschlimmern jetzt sich täglich mehr.

Sophie.

Ach, Liebste, reden Sie doch nur gescheidter,
Es gibt jetzt Männer nicht mehr auf der Welt,
Nur Schwimmer gibts und Raucher noch und Reiter,
Nicht Ritter mehr wie's uns gefällt.

Anna.

Die Männer! früher fingen sie doch Feuer,
Sie glüheten, jetzt rauchen sie nur noch.

Doris.

Sie schwimmen zwar jetzt ungeheuer,
In Cirkeln bleiben trocken sie jedoch.

Elise.

Ja ihr Gespräch kennt nur ein Vehikel,
Die Pferde, da sind sie unerschöpflich d'rin,

Doris.

O! O! Ein Pferd ist ein anziehender Artikel
Die gehen alle doch nach ihrem Sinn.

Sophie.

Man glaubt in ihrer Pferde-Unterhaltung,
Daß nur von einem Mädchen Rede sey:
»Der Kopf, der Hals, die edle Haltung!
Das Feuer! der Gang, wie stolz und frey!«

Anna.

Will man die Männer jetzt idealisiren,
So ist das Nöthigste dabei ein Gaul.

Doris.

Man muß sie reitend-schwimmend portraitiren,

Sophie.

Mit einer Havanna-Cigarre in dem Maul.

Anna (zu Elise).

Du siehst, daß du's zu weit getrieben
Mit deiner Männergunst, mein Kind,

Elise.

Ach Gott! die Männer und die Lachse muß man lieben,
Wenn sie auch trocken und geräuchert sind.

Sophie.

Und ihr Betragen, so nachläßig und verächtlich,
So schlotternd, à l'anglais, wie eine Klingelschnur.

Doris.

Politik! man ist jetzt nicht mehr »äußerst rechtlich«,
Man ist jetzt immer »äußerst linkisch« nur.

Anna.

Und »Liebe,« »Liebe,« wird nicht mehr getragen,

Sophie.

Ja die Coleur ist schon lang nicht mehr im Flor.

Doris.

Man trägt jetzt Changeant, Herz-Gilét und Kragen,
Französschen Leichtsinn und ein span'sches Rohr!

Sophie.

Sie sitzen stets an öffentlichen Plätzen,
Wenn wir auch steh'n, sie thun wie blind!

Anna.

Das ist, weil sie die Sitzsamkeit so schätzen;

Doris.

Nein, Politik! weil sie ein Feind vom »Aufstand« sind.

Elise.

Ist's besser denn, wenn sie uns sitzen lassen,
Als wenn sie uns lassen steh'n?

Anna.

Und eitel sind sie, eitel, kaum zu fassen,
Bey'm Spiegel kann man stets sie seh'n.

Sophie.

Doch wenn sie auch in tausend Spiegel schauen,
So schaut doch bey den meisten nichts heraus.

Doris.

Wenn sie sich suchen Bräute, Frauen,
Da seh'n sie wie die Zebra aus.

Elise.

Ja wenn sie freyen sind meist sie schon bergunter,
Verliebt, verlobt und verlebt sind sie zugleich;

Doris.

Ein kleines Wörtchen macht die Aeltsten munter,
Es ist das winzig kleine Wörtchen »reich.«

Elise.

Die Treue haben sie verrauchet und verschwommen,
Sie kennen sie kaum namentlich.

Sophie.

Und weil die Treue auf den Hund gekommen
So führt fast jeder einen Hund bei sich.

Doris.

Ja, vor der Ehe ist der Mann gebändigt,
Als ob's das Stück »die Zauberflöte« wär'!

Anna.

Doch in der Ehe ist das bald beendigt,
Da heißt das Stück »der Bassa und der Bär.«
Nur zum Beispiel von meinem Mann zu sprechen,
Das ist so ein belebter Conterbaß —

Robert (für sich).

Ach jetzt ist's Zeit sie zu unterbrechen,
Sonst wird zu arg für mich der Spaß.
(er tritt hervor)

Anna.

Wie mein Gemahl, wie sind Sie hieher gekommen?

Doris (zu den andern).

Ich weiß gar nicht was das bedeuten soll.

Robert.

Ich hab' nur hie und da ein Wort vernommen,
Bracht' flüchtig es zu Protokoll.
Es ist nur dann und wann ein Wort gewesen,
Nur manchesmal ein halber Fang,
Ich will den Inhalt des Senats nun lesen,
Vielleicht finden Sie d'rin den Zusammenhang:

»Ich laß die Männer und — die Niederländer Spitzen — noch im Tode nicht. — Die Frau Acciserätin — will in Salz und Pfeffer — leben. — Die Homöopathen — beweisen daß — die Frauen sich verschlimmern täglich. — Reiter — schwimmen — in Zirkeln. — Ein Pferd ist — von einem Frauenzimmer — der Kopf. — Die Rede —

von einem Gaul — muß man portraitiren. — Mit dem Maul — Liebe — haben sie's zu weit getrieben. — die Politik — trägt jetzt — Gilét und Kragen — und ein span'sches Rohr. — die Männer suchen — Bräute, Frauen — wie die Zebra. — Die Aelt'sten sind verraucht und — auf den Hund gekommen. — In der Ehe — ist gebändigt — der Bär — zum Beispiel — (Anna's Hand ergreifend) das ist so ein Conterbaß.« —

Anna.

Nun muß ich das tolle Zeug doch unterbrechen,
Sonst wird zu bunt uns Allen noch der Spaß.
(hervortretend und die Andern bey der Hand fassend)
Die Sitzung ist vor jetzt beendigt und beschlossen,
Doch hat's ein Mann gehört, und hat es ihn verdrossen,
Daß wir mit manchen argen Glossen,
Von Pfeifenköpf' und Rossen
Uns über ihn ergossen,
Mög' er sich nicht erbossen,
Bedenk', wie er mit den Genossen,
In Worten, Liedern und in Possen
Mit Witz auf uns geschossen;
D'rum sagen wir es offen,
Wir wollten es probieren,
In beißend spitz'gen Stoffen
Uns nun zu revangiren,
Doch wird es, wie wir hoffen,
Nicht Jedem irritiren,
Der sich nicht fühlt getroffen,
Der wird schon applaudiren.

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr *).

Eine humoristische Federzeichnung,

von M. G. Saphir.

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine theuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, blos dem Zuge Ihres schönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit; einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt genannt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hilfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen beide gewöhnlich zu spät, und so bin ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, z. B. der, Ihnen nichts mehr vorzulesen.

---

*) Ich habe stets meine Vorlesung erst ein Jahr nach dem mündlichen Vortrage dem Drucke übergeben. Ich gehe blos für dieses einzige Mal bei dieser meiner ersten Vorlesung hier in Wien von diesem Grundsatze ab, um dem geehrten Lesepublikum, welches den Wunsch, diese Vorlesung sobald als möglich gedruckt zu lesen, so vielfältig aussprach, meine besondere Hochachtung zu bezeugen. M. G. Saphir.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsre Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hilfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsre Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritte er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazukommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermälung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen, so hat sie zwei curios zusammengewachsene Wortkinder »geistreich« und »armselig,« welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: »geistarm und reichselig.« — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so ungebildet als unsere Zeit, und nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die

Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen, so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie loswerden sollen, ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: »Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!« Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir, thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, d. h., wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann; nur so lange man ledig ist, ist man Mann, sobald man heiratet ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Charakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann. Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort »Ehe« selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu seyn und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Herr Gemal: Geist auch wenig mit zu reden, die Frau Gemalin: Zeit kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksal kann man nicht entgehen. Es weis kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel anhat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; und die Zeit, wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahinläuft, führt einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: »Der Zeitgeist herrscht vor!« so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will blos herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist blos durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allen dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rachitisch und scrofulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der ächte, braucht keine besondere Zeit. Der ächte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Partheigeist ist ein Schlüßel, ein künstlicher Bartschlüßel zu dieser oder jener Zeit. Dieser Partheigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter Fausthandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit die-

sen einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir z. B. eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserm Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: »Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!« Niemand hingegen sagt, »entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist.« Tausend Menschen sagen: »Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!« Kein Mensch aber gesteht: »Ach, mein Geist ist mir so karg zugemessen!« Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen; kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Penduluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu seyn. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist blos ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein je mehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heiraten, deren Frauen kann man füglich ihre Taschenfrauen heißen. Denn wenn jetzt

unsere Männer heiraten, so sagen sie nicht: »Ich heirate ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!« sondern sie sagen: »Ich heirate hübsche, brave tugendhafte 20,000 fl., sie haben auch etwas Mädchen.« Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt. Die Modefräuleins das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen habe, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaften, edlen Frauen, daß sind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüthshimmels hoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und stimmen uns selbst höher, heil'ger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird?

Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht unserm Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und die Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf die Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig ohne vor- oder nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deßhalb, wenn man jetzt so ein kostbares Ührchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum, daß man sie ein bischen besitzt, laufen sie einem ab!

Worin liegt alles das? In unserm Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig und nie der Geist so unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittig einfachen Weiblichkeit bei ihnen

so ganz verflüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schönste Altar in der menschlichen Brust: der Altar auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den *äußern Tempeldienst* dieser Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Ritterlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sind. Wahrlich ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen, und an die Tugend der Frauen entflohen; dieses Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenster seiner Ansicht das Leben *hinaus* färbig ansehen, aber durch dieses Fenster *hinein* zu blicken, muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finster seyn. Ohne Frauen gäbe es wol *Männer* auf der Welt aber keine *Menschen*; wir besäßen alle *Thier-Tugenden*: *Stärke*, die Tugend des *Elephanten*; *Muth*, die Tugend des *Bären*; *Ausdauer*, die Tugend der *Schildkröte*; *Arbeitsamkeit*, die Tugend der *Dachse*, und *Geduld*, die Tugend der *Schafe*; allein wir besäßen keine *menschlichen* Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz *hämmern* und *klappern*, durch die Frauen lernt es *schlagen* und *pochen*; unsere Lippen würden *zucken* und *fluchen*, durch die Frauen lernen sie *küssen* und *beten*; unsere Augen würden *blitzen* und *rollen*, durch die Frauen lernen sie *flehen* und *weinen*; wir würden die Hand *schütteln*, durch die Frauen lernen wir die Hand *drücken*; wir würden *essen* und *trinken*, durch die Frauen lernen wir *genießen* und *schlürfen*; wir würden *denken* und *arbeiten*, die Frauen lehren uns *fühlen* und *handeln*; wir würden *schlafen* und *schnarchen*, die Frauen lehren uns *schlummern* und *träumen*. Ohne Frauen würden wir die Schöpfung *beherrschen*, durch die Frauen lernen wir sie *bewundern*. Die *Natur* der Männer besteht darin, die Frauen zu *suchen*, ihr *Glück* darinnen sie zu *lieben*, aber ihre *Größe* besteht nur darin sie zu *achten*. Im Buche des Lebens sind die Männer die langen und starken *Capitel*, aber die Frauen sind die *Mottos* zu diesen Capiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geist und mehr Gemüth liegt als in dem ganzen dicken und breiten Capitel. Das Unglück bei diesem Lebensbuche besteht nur *darin*, daß das Motto und sein Capitel nicht immer zusammen passen, und manchmal geht so ein Motto durchs ganze Leben und sucht sich alle Augenblicke ein anderes Capitel.

In den Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzenskammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen seyn — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe, blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten nicht mit Thaten wollen sie die Frauen gewinnen; große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden!

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt, zuerst nimmt es Briefe an, dann Paquete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Paquet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur recommandirt dürfen sie nicht seyn, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten recommandirt die recommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe des Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fässer, sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz ein Mal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt sie dieses Herz dann mit einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wiedernehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; so wie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen alles nehmen, sie haben nicht sowol zu wenig Zeit um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Geselligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist

der Gesellschaften, denn es geht mit dem Geiste der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern; jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftszeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wangen roth und nicht eine erröthet, Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreis-Hauptmann, der Kreis kreist furchtbar und gebährt eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! Das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten Zeuch. Es gibt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück gibt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrähtiger Stoff, und zweidrähtige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen ist dem Menschen gesund, weinen ist der Menschheit gesund; Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigern Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitterndem Meere hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim, denn wie manche edle Früchte

durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weis nur der Unglückliche zu schätzen und zu benützen, dem Glücklichen ist die Zeit nur ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besondern kleinen Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unstern über seinem Haupte; manche Rose, die das Weib Morgens vor ihr Herz steckt, steckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das ist der Triumph der Menschlichkeit im Menschen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmesser alle Herzensrinden abschält, und ihre reinen Herzen zusammenklingen in einen Seufzer, und zusammenfließen in eine Thräne, und zusammenschmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesstadt des Mitleids in der menschlichen Brust aus ihrer Asche immer wieder neu ersteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menschen alle Wunden, welche das Schicksal schlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majestätischen Stirne der Menschheit prangen. Wie man bei einem Stuwer'schen Feuerwerk sicher auf Regen rechnen kann, so kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schicksals auf einen nachregnenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu versiegen, der Geist weiß sie nur zu unterdrücken und nur das Herz allein vermag sie zu trocknen. Darum ist unserm Zeitgeist zuweilen ein grosses Unglück noth, um zu erfahren, ob wir aus dem Conflicte der gothischen Zeit und des modernen Geistes noch unser altdeutsches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieses altdeutsche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und die edelste Menschenliebe vom segensreichsten Throne aus, mit ihren reinsten und lautesten Strahlen ausgehen; wo in Palästen und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offne Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweisen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit nassen Augen zu meiner trocknen Vorlesung kamen; beweist mir dieser Saal, der fast eben so voll ist, als meine Vorlesung leer: Und eben Ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geist, der Ihnen blos die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie selbst vertrieben hat; und daß ich also blos meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen: dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorlesung,

aber dagegen auf der andern Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man schließen, das ist ein guter Schluß, mit diesem Schluß schließe ich meine Vorlesung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme mit einschließe. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie hier verloren haben, die Menschheit ist der redliche Finder, für den Sie sie verloren haben; lassen Sie sich aber auch den Geist nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt sich kein Geist sehen und Sie werden ganz richtig von mir sagen können: daß er keinen Geist entwickelte, das liegt am Tage! Es ist mein Trost, daß Sie von hier zu Tische gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menschen sind scharfe Kritiker, die essenden Menschen sind sehr nachsichtige Recensenten; obschon sie alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, so verschlucken Sie doch so manches.

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch ein Mal meinen innigen Dank, ich habe doch das Bewußtseyn, daß Sie das schöne Gefühl mitnehmen einen guten Zweck befördert zu haben:

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern,
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerschmettern,
Der Himmel nicht mehr schwarz und finster schmollt;
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröstend niederrollt;
Es ziehen dann des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge ist den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Mensch mit Menschen umgegangen,
So wird der Mensch vom Himmel einst empfangen.

M. G. Saphirs

Akademie und Vorlesung.

Beurtheilt von M. G. Saphir.

1. Rezension für das verehrte Publikum, welches gegenwärtig war.

Ich habe lange gezaudert, diese Akademie zu besuchen, denn, dachte ich bei mir selbst, was wirst du hören? Wenns hoch kommt, witzige und geistreiche Gedanken; witzig und geistreich seyn, das kann aber auch der dummste Mensch, wenn er Witz und Geist hat! Allein zwei Gründe bewogen mich dennoch hinein zu gehen; erstens, weil die ganze Vorlesung ohne mich nicht hätte statt finden können, und es doch unrecht gewesen wäre, wenn wegen eines einschichtigen Menschen einige hundert Menschen, zwar nicht umsonst aber doch vergebens gekommen wären; zweitens, weil die Vorlesung von mir selbst war, und ich mit mir seit Jahren auf dem freundschaftlichsten Fuße stehe. Auch die Vorsicht bewog mich, zu meiner Vorlesung zu gehen, dadurch war ich gewiß, wenigstens einen Zuhörer zu haben, dem meine Vorlesung gefallen wird. Es hätte mir jedoch leicht geschehen können, daß ich bei meiner eigenen Vorlesung nicht gegenwärtig gewesen wäre; denn der gütige Empfang des Publikums hat mich so überrascht, daß ich kaum zu mir kommen konnte!

Wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, mich vor meiner Akademie zu sprechen, so hätte ich mich vor Allem gefragt: was heißt denn das: »Musikalisch-declamatorische Akademie?« Ist denn das Declamatorische musikalisch? Soll es nicht heißen: »Musikalische und declamatorische Akademie? — Zwar sind das Kleinigkeiten, aber, mein verehrter Leser, mit Herrn Saphir kann man nicht strenge genug umgehen, mit ihm, der selbst Alles aufs Strengste nimmt.

Herr Saphir ist ein kleiner Schalk, der sich gerne den Erfolg sichert, und das Publikum gerne erst in eine gutmüthige und nachsichtige Transpiration bringt, bevor er selbst heranrückt; deshalb hat er wohlweislich die glänzenden Talente des Hof-Burgtheaters, welche, durch den edlen Zweck angeregt, seiner Einladung biederherzig nachkamen, wie kostbare Geschenke an das Publikum vorausgeschickt, um es in jene frohe und gefällige Laune zu versetzen, in der man nachher so gerne Alles freundlich und wohlwollend aufnimmt. Die Mitglieder des Hof-Burgtheaters dienten ihm zu dem unfehlbarsten Instrumente, den Beifall der Zuhörer anzubohren und an sich zu bringen, und es ist nachher nichts leichteres, als von einem Zuhörer applaudirt zu werden, der schon eine Stunde lang ans Applaudiren gewohnt ist.

Welche der Declamationssachen mir am besten gefallen haben, das ist schwer zu sagen, im Grunde haben mir Alle sehr gut gefallen, am besten aber hat mir immer grade das gefallen, was eben declamirt wurde, und das mag wohl darin liegen, weil ich mit dem Verfasser in magnetischem Rapport stehe; ich würde sie unendlich gerne Alle überschwenglich loben, allein da diese Kritik blos für den Theil des Publikums geschrieben ist, welches zum Besten der Verunglückten gegenwärtig war, so wäre es Unrecht, noch diese Verunglückten zum Besten zu haben, und ihnen einreden zu wollen, diese Gedichtchen wären mehr als Spielereien, mehr als nicht verunglückte Wortwendungen, und zuweilen drollig zusammengefügte Gegensätze. Das beste mag wol: »Die Thränen« seyn, und das schwächste: »Der Frauen-Senat.« Dieses ist so ein wälscher Salat, zum Aufputzen der ganzen declamatorischen Tafel, worunter so manches Ungenießbare ist. Auf einen Fuß mehr oder weniger scheint es Herrn Saphir bei seinen Gedichten nicht angekommen zu seyn; manchmal fehlte ihnen hie und da ein Fuß, man konnte also gewiß nicht von ihnen sagen: sie waren zum Davonlaufen! manchmal war ein Fuß zu viel, wahrscheinlich wünscht Herr Saphir, daß seine Gedichte immer mehr Fuß fassen sollen. Uibrigens kann ich mit gutem Gewissen sagen: Alle diese scherzhaften Gedichte waren, Scherz bei Seite, sehr gut!

Endlich erschien Herr Saphir mit seinem Portefeuille, von dem man nicht wissen konnte, wie viel fremde Gedanken es enthalte, und ob es also nicht sein Portefeuille des Auswärtigen genannt werden könnte. Das Publikum empfing ihn stürmisch, welches ihm sogleich bewies, wie empfänglich es war. Eine kurzsichtige Dame, ganz im Hintergrunde des Saales, wollte bemerkt haben, er sähe blaß aus, worauf eine andere noch kurzsichtigere Dame ihr mit Lady Milfort

antwortete: »Keine Schönheit, aber höchst interessant!« Diese Blässe schien ein übles Vorzeichen der Vorlesung zu seyn, denn die blassen Saphire spielen mehr Wasser als Feuer. Indessen wurde dieser Saphir bald ein Juwelier, d. h. er faßte sich selbst, und begann zu beginnen. Er mochte freilich mit Recht Besorgniß für den Erfolg hegen. Die Sache selbst war in Wien noch neu; es konnte der Fall seyn, daß man einen declamatorischen, rethorischen, schönrednerischen, emphatischen Vortrag erwartete, und nun nach solchen glänzenden Rednertalenten, wie die vorhergegangenen Künstler heute waren, kommt ein Mann mit einer schlichten Hausmannsstimme, mit einem halb unausgebürsteten Barriton, der alle Färbung der Rede verschmäht, der alle Lichter und Blitzer des Vortrages fallen läßt, und gerade mit einer apathischen Ruhe, ja mit einer wehmüthigen Gleichgiltigkeit seine Wirkung zu machen gewohnt ist, der gerade durch den Contrast des melancholischen Vortrags mit der Lebendigkeit des Vorgetragenen seinen Effect hervorbringen will. Es konnte leicht mißglücken, und ich weis noch nicht, ob es wirklich geglückt, und ob der Beifall des sehr gewählten und sehr gebildeten Publikums wirklich der Sache oder blos dem wohlthätigen Unternehmen galt, ob das geehrte Publikum mit dem Kopfe oder mit dem Herzen geklatscht hat. Man kann auch im Grunde die Vorlesung selbst nicht gerade schlecht nennen, es ist hie und da ein guter Einfall, den Herr Saphir gut anzurichten versteht. Viele wollen sie ganz vortrefflich nennen, allein ich finde das nicht, und wenn es nicht unbescheiden wäre, so sagte ich, ich könnte das Alles eben so gut machen, als Herr Saphir. Ein kleines Publikum lachen zu machen, ist eine große Aufgabe, ein großes Publikum lachen zu machen ist eine kleine Aufgabe; Einer macht den Andern lachen; Lachen ist ansteckend. Es kostet sehr wenig, eine solche Vorlesung zu schreiben: Zwei Bogen Papier, etwas Tinte und eine Feder; die Gedanken kosten gar nichts, denn entweder sie kommen einem von selbst, oder man stiehlt sie. Kommen sie einem von selbst, wo ist dann das Verdienst dabei, wenn einem die gebratenen Gedanken so in den Mund fliegen? Und stiehlt man sie, so kann man dann doch nicht von einem sagen: »Er wiederholt sich,« denn dann wiederholt er nicht sich, sondern blos Andere.

Herr Saphir war so verpicht auf seine Vorlesung, daß er nicht aufhörte, obschon ihn das Publikum wohl ein dutzend Mal unterbrach; ja der Beifall war so laut, daß Hr. S. zuweilen sein eignes Wort nicht hörte, und in dieser Hinsicht der Beneidenswertheste im ganzen Publikum war. Am Schluße wurde Herr Saphir zwei Mal gerufen,

ein Beweis, daß man zwei Mal gerufen und nicht ein Mal berufen seyn kann. Aber das kann ich Herrn Saphir zu seiner Satisfaction sagen: Alle verließen den Saal sehr vergnügt.

2. Recension für das verehrliche Publikum, welches nicht gegenwärtig war.

Der Gemahl der berühmten Sängerin C. stand ein Mal im Theater, als die große Catalani sehr applaudirt wurde, und wurde gefragt, warum er allein nicht applaudire. »O,« erwiederte er, »bin ich unpartheiisch, applaudir' ich nur, wenn meine Frau singt.« Ich bin auch unpartheiisch, auch mir gefällt nur alles das, was von mir ist. Halte dieses nicht für übertriebene Bescheidenheit, lieber Leser, es ist blos die Tugend der Anerkennung des wahren Talentes, selbst bei seinem Feinde, und der Mensch ist doch im Grunde stets sein eigner Feind!

Du bist zum Besten der Verunglückten nicht in meiner Vorlesung gewesen, sondern du bist zu deinem Besten zu Haus geblieben und jeder ist sich selbst der Nächste. Dafür aber will ich dir den Mund jetzt recht wäßrig machen, so wäßrig, daß du glauben sollst, du habest die ganze Vorlesung im Mund. Es war ganz außerordentlich! Mit was soll ich anfangen? Mit mir, das versteht sich; allein, obschon mit mir nichts anzufangen ist, ich will doch schon mit mir fertig werden.

Ja, mein lieber, nicht gegenwärtiger, vielleicht aber zukünftiger-vergangener Hörer, du hast viel versäumt. Man wußte nicht, was man zuerst bewundern sollte; Saphir's schlagenden Witz, denn das Publikum, welches ihn hören muß, ist ein geschlagenes Publikum; oder sein tiefes Gemüth, denn es war so tief, daß es gar keinen Grund hatte; oder seine Einbildungskraft, kraft welcher er sich so viel einbildet; die große Weltanschauung seiner Gedanken, denn bei seinen Gedanken schaut die Welt sich groß an; das Geheimniß des Lebens in seinen Betrachtungen, denn wer sie betrachtet, wünscht für sein Leben, daß sie ein Geheimniß geblieben wären; kurz die Rundung des Ganzen, durch welche allen Hörern das Ganze zu rund wurde, alles das, brachte einen ausdrucklosen Eindruck hervor, der mit keinem eindrucklosen Ausdruck bezeichnet werden kann.

Den höchsten Reiz aber gewährte es, das Alles von dem Munde des Verfassers selbst zu hören; die kaustische Kälte, das ironische Phlegma

seines Vortrags, mit der er gleichsam zu den Worten sagt: »Geht, thut eure Schuldigkeit; ich gebe euch gar keine Aussteuer mit, durch euch selbst müßt ihr euer Glück machen!« und das prunklose Wort geht fort und macht sein Glück; aber freilich macht es nur sein Glück und nicht auch das Glück des Zuhörers!

Diese feinen Wendungen und blitzschnellen Ab- und Uibersprünge so aufzufassen und ihnen so zu folgen, dazu gehört aber auch nur ein solches Publikum wie das, welches heute da war, erstens darum, weil es da war, und zweitens freut es einem Vorleser, wenn ein so feinfühlendes und geistgeübtes Publikum ihm so willig und empfänglich die gütige Hand reicht, um sich von ihm hineinziehen zu lassen in die mäandrischen Gänge und in die Laubgewinde des Humors, und sich gerne ein halbes Stündchen von dem Witz, von der Laune und von dem Gemüthe ohne Ziel und Plan herumführen läßt in den wunderlichen Gängen des humoristischen Gartens, mit seinen Lauben, Sonnenhöhen, Schattengängen und bunten Kieswegen.

Siehst du lieber, ungegenwärtiger Hörer, das Alles hast du versäumt! warte, ich will mich an dir rächen, ich bin im Stande und lese dir ganz umsonst vor!

YC147170